

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

31 (20.4.1851)

Die Linde auf dem Kirchhofe zu Oldenburg.

(Fortsetzung.)

Die unglückliche Maria war, nachdem ihre Lebensgeister wieder erwacht waren, eine Zeitlang ganz verwirrt. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume; mit stummer, noch halb bewußtloser Bewunderung schaute sie die dunklen Kerkerwände und das einzige mit eisernen Gitterstangen versehene Fenster ihres Stübchens an. Allmählig aber dämmerte die Erinnerung an die schrecklichen Vorgänge dieses Tages in ihr auf, und als sie endlich vollkommen ihre Besinnung wieder erlangt hatte, da rang sie verzweifelt die Hände und mit lautem Jammer warf sie sich auf den Boden nieder, während ein Strom von heißen Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen stürzte.

Nach einer Weile rasselte draußen ein Schlüsselbund an der Thüre und als diese sich öffnete, trat der Kerkermeister, ein alter finster aussehender Mann herein, und setzte einen Krug mit Wasser auf den in einer Mauernische befindlichen Tisch, dann holte er aus einem Korbe ein großes Stück Brod hervor, welches er gleichfalls auf den Tisch legte. Hierauf sich zu Marien wendend, die ihn mit scheuen, ängstlichen Blicken betrachtete, sprach er mit rauhem, aber doch gutmüthigem Tone: „Du wirst einer Stärkung bedürfen, daher is und trink! Binnen einer Stunde werde ich Dich auf das Stadthaus führen, denn die gestrengen Herren des Rathes wollen Dich noch heute verhören.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! rief Maria laut schluchzend, hält man mich denn für schuldig!“

„Wenn nicht, warum wärst Du denn hier?“ sagte der Kerkermeister mit ernster Betonung.

„Aber ich bin unschuldig!“ rief Maria mit angstvoller Hast, „nur die schändlichste Bosheit ist es, die, um mich zu verderben, mir diese Schlinge gelegt!“

„So sprechen sie Alle,“ sagte der Kerkermeister wie für sich, und fuhr dann zu Marien gewendet fort: „Sag' das den Richtern, aber hüte Dich, daß Du nicht selbst Dir Schlingen legst, es wäre schad' um Deinen weißen Hals.“

Den Schlusssatz hatte der Kerkermeister leise mit abgewendetem Gesicht gesprochen und darauf das Gemach verlassen, aber Maria hatte ihn verstanden, und ein eifriger Schauer überlief sie. Das Gesicht mit den Händen bedeckend sank sie laut weinend auf einen hölzernen Sessel nieder. Aber der furchtbare Ernst ihrer Lage zwang sie darüber nachzusinnen, wie sie in dem bevorstehenden Verhöre sich verteidigen und ihre Unschuld darthun könne. Daß Anton Fluchbeil, um sich an ihr zu rächen, die Silbergeräthe entwand und in ihren Koffer geschafft habe, war ihr erster Gedanke, aber dennoch — wenn sie an die milden, freundlichen Worte dachte, die er gestern gesprochen — so schauderte sie vor dem Gedanken, einen so schrecklichen Verdacht auf einen Unschuldigen zu wälzen. Gleichwohl hegte sie denselben und wurde um so mehr darin bestärkt, als sie Anton vor wenigen Tagen in der Abendstunde eifertig und mit verstörtem Gesicht die Treppe hatte herunter kommen sehen, die zu ihrem Stübchen, aber auch zum Boden führte, auf welchem Anton aber nichts zu schaffen gehabt haben konnte. Hatte er, wie sie kaum zweifeln konnte, die Frevelthat vollführt, so erklärte sich auch sein freundliches Benehmen, denn er hatte es dann nur in der arglistigen Absicht beobachtet, damit Maria so wenig wie sonst Jemand gegen ihn Verdacht schöpfen und er in Folge der

begangenen Unthat nicht bloßgestellt werden könne. Rief sie sich nun so manche boshafte Charakterzüge Antons, die sie kennen gelernt, ins Gedächtniß zurück, so mußte sie ihm die That zuschreiben, da sie ausser ihm kein Wesen kannte, das aus irgend einem Grunde Feindschaft gegen sie hegen konnte. Aber was nützte es ihr den Richtern gegenüber, daß sie unschuldig war und Anton als den Urheber des ihr zur Last gelegten Verbrechens kannte? Konnte sie Beweise für ihre Ueberzeugung beibringen, und durften die Richter, wenn Anton leugnen sollte, was nur zu gewiß zu erwarten stand, ihren Worten Glauben schenken? —

Der eintretende Kerkermeister unterbrach sie in ihrem Gedankengange, um sie auf das Rathhaus zu führen. In halber Betäubung folgte ihm Maria, aber als sie durch die Straßen der Stadt schritt und die bald neugierigen, bald mitleidigen, bald spöttischen Mienen der Vorübergehenden bemerkte, als sie die Bürgerleute vor die Thür stürzen und sich von einem Schwarm Bubens und Mädchen begleitet sah, da drohten ihre Knie zu brechen und an der Treppe des Stadthauses angekommen, schwanden dem unglücklichen Mädchen die Sinne, sie sank zusammen und mußte nun von dem Kerkermeister die Treppe hinaufgetragen werden.

Bleich und zitternd, aber in ihrem Innern gefast und ruhig, trat Maria eine Weile darauf in den Gerichtssaal, in welchem die Richter in ihrer schwarzen Amtstracht bereits versammelt waren. Auf die Aufforderung derselben, ihr Verbrechen, dessen sie ja bereits als überführt zu erachten sei, nun auch reumüthig zu gestehen, damit wenn das Gesetz sie auch verurtheilen müsse, doch der Himmel mit ihr Erbarmen habe, antwortete Maria: daß sie unschuldig an dem begangenen Verbrechen sei, daß irgend ein Bösewicht, um sie zu verderben, die Silbergeräthe in ihren Koffer geschafft haben müsse, und daß sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anrufe. — Die Richter, denen das schöne, unglückliche Mädchen Mitleid einflößte, bemerkten ihr, daß ein Ableugnen des Verbrechens in diesem Falle zu nichts nütze, daß sie aber, falls sie gegründeten Verdacht gegen Jemand haben sollte, den Richtern Alles vertrauensvoll mittheilen möge, was allein im Stande sei, ihr Leben zu retten, wenn nämlich ihre Aussagen geeignet seyn sollten, den Urheber des Verbrechens zu ermitteln.

Maria zögerte einen Augenblick mit der Antwort, aber durch die abermalige Bemerkung des Richters, daß ihr Leben auf dem Spiele stehe, erschreckt, erzählte sie mit bebender Stimme Alles, was sich zwischen ihr und Anton ereignet, daß Antons rachsüchtiger Charakter bekannt sei, und daß sie es der Weisheit der Richter überlasse zu entscheiden, ob der Verdacht, den sie gegen den Sohn ihres gewesenen Hausherrn hege, gegründet sei.

Die Richter aber schauten zu dem Allen gar finster darein; einige von ihnen waren Verwandte des Fluchbeil'schen Hauses; alle aber Bekannte und gute Freunde desselben. Nachdem sie darauf eine Weile sich leise mit einander besprochen hatten, wandte sich einer von ihnen zu Marien und sagte mit strengem Tone:

„Hüte Dich, Unglückliche, daß Du Dein Verbrechen dadurch nicht noch strafwürdiger machst, daß Du den Sohn einer angesehenen Familie darin zu verwickeln suchst. Du kannst, wie Du selbst eingestehst, nichts von dem, was Du gegen An-

ton Fluchbeil vorbringst, beweisen; es kann also Alles eine leere Erfindung von Dir seyn, und auf diese hin dürfen wir kaum den Sohn einer geachteten Familie vor unsre Schranken laden. Nichtsdestoweniger aber soll es geschehen; indessen wirst Du begreifen, daß Deine Aussage nicht mehr gelten kann, als die fei- nige, und wenn er, wie wir zu seiner Ehre glauben müssen, schuldlos an dem zu seyn erklärt, dessen Du ihn anklagst, so wird Dein Urtheil gesprochen werden, wenn Du nicht sonst noch etwas zu Deiner Vertheidigung vorzubringen hast, was Du so- gleich hier erklären magst."

Diese streng gesprochenen Worte machten auf Marien ei- nen erschütternden Eindruck, um so mehr, als sie fühlte, daß die Richter auf ihre durch nichts bewiesene Aussage ja auch kein Gewicht legen konnten, und daß auf Antons Verhör, er mochte nun schuldig seyn oder nicht, jedenfalls ihre Verurtheilung erfol- gen mußte.

Die Richter ermahnten sie nun nochmals ihr Verbrechen einzugestehen, womit die Anklage gegen Anton Fluchbeil, die ohnehin nur aus der Luft gegriffen zu seyn scheine, wegsalle, aber Maria, die den Verlust ihrer Ehre mehr als die Strafe, die sie treffen konnte, fürchtete, erwiderte mit halb gebrochener Stimme: "Tödtet mich, gestrenge Herren, wenn Ihr nicht anders könnt, aber um Gottes Barmherzigkeit willen bitte ich Euch, haltet mich nicht für eine Ehrlose, eine Diebin. Ich bin un- schuldig, so wahr ich selig zu werden hoffe!"

"Und Du nimmst die Anklage gegen Anton Fluchbeil nicht zurück?" fragte der Richter mit finsterner Miene.

"Ich kann es nicht, gestrenge Herren!" rief Maria mit flehendem Jammertone; "ich würde meine armen, ehrlichen El- tern noch im Grabe beschimpfen, wollte ich mich zu diesem Ver- brechen bekennen. Ich hab' es nicht begangen, der aber, der es begangen hat, muß mein Feind seyn, und so muß ich klagen ge- gen Anton Fluchbeil, denn ausser ihm kenne ich keinen Men- schen, der Haß und Feindschaft gegen mich im Herzen tragen könnte."

Auf das Geheiß der Richter wurde die unglückliche Maria hierauf in den Kerker zurückgeführt, während die gestrengen Her- ren noch überlegten, wie sie wohl auf die mildeste und am we- nigsten auffällige Weise Anton Fluchbeil zum Verhöre verabla- den könnten.

Dieser Glende, der die fluchwürdige That wirklich began- gen, war nicht wenig bestürzt, als einer der Herren des Rathes in der Abendstunde in das Haus seines Vaters trat, und im Namen des Gerichtes ihn aufforderte, ihn auf das Rathhaus zu begleiten. Allein der Verbrecher hatte sich auch auf diesen Fall vorbereitet, und spielte den höchlich Ueberraschten, den an seiner Ehre unschuldig Gekränkten so geschickt, daß er den Argwohn, der denn doch in den Richtern rege geworden war, wieder zer- streute, und so entließen ihn die gestrengen Herren, da in der That kein genügender Grund zu einem peinlichen Verfahren ge- gen ihn vorhanden war.

Noch am Abend desselben Tages verbreitete sich durch die Stadt das schreckliche Gerücht, daß die arme Maria zum Tode verurtheilt sei, und kurz darauf wurde es zur schaudervollen Ge- wissheit, denn einige Bürger, die um die Zeit des Thorschlusses von ihren Gärten und Ackerstücken zur Stadt zurückkehrten, brachten die Kunde mit, daß vor dem Heiligengeistthore an dem Wege nach Radorst ein Galgen aufgerichtet werde.

(Schluß folgt.)

* Auszüge aus Briefen württembergischer Auswanderer.

(Fortsetzung.)

Nro. XIV.

Cincinnati im Staat Ohio, den 24. Nov. 1850.

Liebe Geschwister!

Ich hätte Euch schon bald geschrieben, aber da ich bisher

nichts Weiteres über meine Verhältnisse schreiben konnte, hielt ich es für das Beste noch eine Zeitlang zu warten und Euch dann um so umständlichere Nachricht von mir zu geben. Ich verwaltete das Geschäft einer Wittve etwas über 2 Monate und entschloß mich dann ein eigenes Geschäft zu gründen. Ich habe es seit etwa 6 Wochen eröffnet, und wenn es auch bis jetzt ge- rade nicht stark geht, so hoffe ich doch mein anständiges Aus- kommen zu haben, um so mehr als ich keine Schulden auf mei- nem Geschäft habe; aller Anfang ist schwer, in Amerika wie in Deutschland, aber ich mache keine großen Ansprüche und strecke mich nach der Decke. Die Concurrenz ist freilich groß, die ich habe, und Unannehmlichkeiten bei dem Beginnen eines Geschäfts bleiben hier so wenig aus als in Deutschland, doch habe ich die Zuversicht, daß ich gut fortkommen werde. Um Etwas zu erreichen, muß man in Amerika so gut als in Deutsch- land Ausdauer haben. Das Mittagessen lasse ich mir holen und koche mir Morgens und Abends selbst etwas; die Mit- tagskost besteht fast regelmäßig aus Kartoffeln, Suppe, Fleisch und hie und da einigen Äpfeln. S. ist mir bei Errichtung meines Geschäfts sehr an die Hand gegangen und auch sonst sehr freundschaftlich gegen mich; durch seine große Bekanntschaft und Thätigkeit hat er sich schon ein hübsches Vermögen erwor- ben, ich glaube, daß er immerhin 15—18,000 Gulden hat, ebenso steht sein Better K. M. in Indianapolis (der Haupt- stadt des Staats Indiana) sehr gut, man schätzt ihn immerhin auf 60,000 Gulden. Ihr müßt aber nicht glauben, daß ich innerhalb weniger Jahre ein reicher Mann seyn werde, dieses sind Ausnahmen, und Tausende dagegen machen kaum etwas mehr als ihr gutes Auskommen, obgleich ohne besonderes Un- glück bei Thätigkeit und Umsicht die Aussichten immerhin noch gut sind. —

Wenn ich die L. F. auch nicht gerade dazu auffordere, hier- her zu kommen, so glaube ich doch, daß sie hier eine angemes- senere Stellung finden würde, wo sie, wenn sie denn je unter fremden Leuten leben muß, jedenfalls eine bessere Behandlung und auch bessern Gehalt hat. Im Fall sie sich zur Reise ent- schließen sollte, würde ich aber nur dann dazu rathen, wenn sie eine wirklich angemessene Begleitung dazu bekommt, da man darauf wirklich sehr Rücksicht nehmen muß bei einem Frauen- zimmer; namentlich möchte ich darauf aufmerksam machen, nicht zu sehr den Leuten zu vertrauen, die von hier aus nach Deutsch- land kommen und den Leuten von ihren guten Verhältnissen hier verschwazen. So scheint namentlich B., mit dem Louise K. kam, gerade nicht vom allerbesten Butter gewesen zu seyn; auch die Aufführung der L. K. auf der Reise und hier soll nicht die beste gewesen seyn und die L. F. brauchte keine Angst zu haben, daß ich mich in sie verlieben werde. Ebenso möchte ich der L. F. kaum rathen, im Zwischendeck zu reisen, sondern lieber etwas mehr auszugeben und in der Kajüte zu seyn, da es im Zwi- schendeck zu garstig zugeht; ich will sie zur Reise zwar nicht überreden, rathe ihr aber auch nicht davon ab, es muß dieß ein ganz freier Entschluß seyn und sie muß es wohl bei sich überlegen, da natürlich hier Manches nicht so ist wie in Deutsch- land, so daß Viele wenigstens in der ersten Zeit sich nicht gut darin finden können. — Die Einwohnerzahl von Cincinnati be- trägt 150,000; Schweine wurden im vorletzten Winter gegen 500,000 hier geschlachtet, im letzten nur etwa 400,000, warum um so viel weniger, kann ich nicht angeben. An der Cholera werden voriges Jahr ungefähr 6000 Menschen hier gestorben seyn, dieses Jahr war die Cholera nicht so heftig. Protestantische Kirchen sind etwa 13 hier, wie viel lutherische, weiß ich nicht. Deutsche sind in Cincinnati etwa 50,000 und da sie meistens nicht englisch sprechen können, sprechen sie wohlweislich deutsch, sonst würden sie sich schämen deutsch zu reden. D. und E. sind, so viel ich weiß, in NeuOrleans; D. als barkeeper, das heißt Kellner, mit dem Unterschiede, daß der Kellner in Amerika hinter einem Tisch wie in einer Festung steht, und wer etwas will, muß an den Tisch treten und stehends seine Sache

zu sich nehmen. Der Kellner ist ferner hinter seinem Tische Herr; wenn er angegriffen wird, was gar oft in den geringeren Wirthshäusern vorkommt, nimmt er zu Pistol, Prügel &c. womit er immer versehen ist, seine Zuflucht. Fr. betreffend, ist es mit am Liebsten gar nichts von ihm zu hören, ich habe wenigstens bis jetzt nichts Gutes von ihm gehört; er gieng letzten Sommer nach NeuOrleans, wozu ich ihm theilweise noch das Geld gab, da er sein Geld hier verschwendet hatte. S. und J. arbeiten noch in Cincinnati als Mechaniker, sie verdienen und ersparen sich ein hübsches Geld, aber es ist ihnen Beiden, wie es scheint, ziemlich entleidet, so als Gehülfsen zu arbeiten. — Ueber das amerikanische Leben mehr zu schreiben, als was man in jedem Buche lesen kann, dazu bin ich kaum in der Lage, da ich fast immer zu Hause bin und, um die Amerikaner richtig zu beurtheilen, man mit der Sprache vollkommen vertraut seyn und unter ihnen gelebt haben muß; doch so weit ich mit ihnen zu thun habe, gehe ich mit dem eingebornen eigentlichen Amerikaner recht gerne um, sie haben in mancher Beziehung Vieles von den Deutschen voraus, obgleich sie auch sehr viel für uns Lächerliches haben; aber um die irländische und deutsche Nachzucht ist es ein böses Ding. Aus ihnen recrutiren sich die sogenannten Loafers, ein Name, der nicht recht zu übersezen und mit dem „Landstreicher“ vielleicht gleich bedeutend ist. Diese häufen sich namentlich in größeren Städten an, so daß Brandstiftung, Mord, Räuberei ziemlich gewöhnliche Ereignisse sind, auch ist man Abends nach 9 oder 10 Uhr in den Straßen kaum recht sicher. Da das Brennen übrigens fast täglich in den größeren Städten vorkommt, so macht man sich wenig daraus, ich stehe z. B. nie auf, wenn Feuer geläutet wird. In Amerika ist man gegen Verlust an Gut und Menschen viel gleichgültiger als draußen. Es soll in der nächsten Zeit von hier eine Eisenbahn nach Lexington (im Staat Kentucky) gebaut werden, deren Verlängerung bis NeuOrleans gehen soll, ebenso von hier nach St. Louis (im Staat Missouri), so daß man dann in einigen Tagen den ganzen Continent NordAmerikas durchschneiden kann. Ebenso ausgezeichnet sind die Telegraphenlinien, in wenigen Minuten sendet man Nachrichten von NeuYork nach NeuOrleans, und da diese Linien Jedermann gegen geringes Geld benützen kann, so erwächst daraus ein unberechenbarer Nutzen für das Land; man kann sogar auf diesem Wege sich Geld verschaffen, man geht hier in die TelegraphOffice, bezahlt hier die Summe und 1 Stunde oder 2 darauf wird sie in NeuYork ausbezahlt. Es ist ein großes wunderbares Land, ich wollte nur ich hätte recht viel Geld, um einige Jahre darin zu reisen, das heißt, wenn ich so lange am Leben wäre, da bei zweijährigem Reisen man ohne Zweifel auch irgend einen Lustsprung in einem Dampfboote machen müßte; denn das muß man nicht vergessen, die Amerikaner rechnen ihre auf Eisenbahnen und Dampfbooten Berunglückten nach Hunderten, namentlich geschieht viel Unglück, wenn die Dampfboots in die Wette fahren, da sie dann ihre Dampfessel sehr oft überheizen. — Was die politischen Verhältnisse betrifft, so scheint für Deutschland für jetzt wenig Hoffnung zum Bessern zu seyn; bei der großen Eifersüchtelei unter den verschiedenen Stämmen und Fürsten und der mangelnden politischen Reife und Thatkraft des Volkes kann nicht viel Gutes herauskommen; das deutsche Volk redet und schreibt zu viel und handelt zu wenig. Leider sind die Nachrichten, die wir durch die Zeitungen aus Deutschland erhalten, immer sehr betrübend. — Ich grüße Euch alle vielmals und wünsche Euch das beste Wohlergehen; viele Grüße an alle sonstigen Bekannten. Euer Fr.

Der Schwäger.

Was wiederkäuert, ist ein Vieh,
So auch der Schwäger Flieder,
Denn was er höret da und hie,
Das käuert er zehnmal wieder.

Bilder deutscher Kaiser.

(Fortsetzung.)

Lothar von Supplinburg.

1125 bis 1137.



Als mit Heinrich V. das fränkische Kaiserhaus ausstarb, schien die Wahl am natürlichsten auf den Erben desselben, auf Heinrichs IV. Enkel, den Schwabenherrzog Friedrich von Hohenstaufen fallen zu müssen. Allein die Furcht der Großen vor einem zu mächtigen Kaiser überwog abermals und der schlaue Adalbert von Mainz wußte den vertrauenden Friedrich zu täuschen und die Wahl auf den schon bejahrten Lothar zu lenken. Dieser hatte den Tod seines Vaters auf dem Schlachtfelde zu Hohenburg durch lebenslängliche Feindschaft wider Heinrich IV. gerächt, dessen Sohn bei seiner Empörung geschäftig unterstützt, aber auch ihm, als er zum Lohne das Herzogthum Sachsen empfangen, im Bunde mit den Priestern das Leben schwer gemacht, war aber sonst in seinem Lande als kräftiger und gerechter Fürst geliebt. Um sich die Krone den zürnenden Hohenstaufen gegenüber zu sichern gewann er die Priester durch die völlige Verzichtleistung auf das kaiserliche Investiturrecht, für das die fränkischen Kaiser so unerschütterlich gekämpft hatten, und den mächtigen Baiernherzog aus dem Welfischen Geschlechte durch die Verlobung seiner Tochter und Erbin mit dessen Sohne, Heinrich dem Stolzen. Man konnte er allerdings den Kampf mit den Hohenstaufen siegreich bestehen und sah sie zuletzt demüthig zu seinen Füßen, aber er hatte damit auch den Grund zu dem langen, verderblichen Streite zwischen Welfen und Waiblingen gelegt, der unmittelbar nach seinem Tode entbrannte und Deutschland soviel Blut und Thränen kostete. Wohlthätigere Folgen für spätere Zeiten hatte seine Begünstigung zweier norddeutschen Fürsten, Konrads von Wettin, den er zum Markgrafen von Meissen erhob und dessen Nachkommen jetzt noch über Sachsen herrschen, und Albrechts des Bären, der von der ihm verliehenen Altmark aus den Grund zu dem brandenburgischen Staate legte. Lothars Freundschaft mit den Priestern aber, an welcher ihm die Erfahrungen seines frühern Lebens festzuhalten riethen, bereitete ihm bei manchen Demüthigungen doch keinen wahren Vortheil. Um den Paps Innocenz II. gegen seinen Nebenbuhler Anaktet auf den Stuhl zu Rom zu sezen und des letztern Beschützer, den König Roger von Neapel, zu überwinden, zog er zweimal nach Italien. Von dem ersten Zuge brachte er die Kaiserkrone und die Namensherrschaft über die Mathildinischen Güter zurück, die er aber, er der Kaiser, vom Paps hatte zum Lehn nehmen müssen! Von dem zweiten Zuge aber, auf dem er dem Paps zum vollen Siege verholfen und die deutschen Waffen siegreich bis Apulien getragen hatte, kehrte er voll Mißmuth über den Undank seines Schützlings heim und erreichte die ersehnte deutsche Erde nur, um auf ihr zu sterben.

Denn noch in den bairischen Alpen, zu Breitenwang, überreichte ihn in einer elenden Hütte der Tod. Hatte er aber auch als Kaiser seiner Würde manches vergeben, so war doch die Macht des deutschen Namens damals noch so groß, daß der Anblick der Einheit, in der er in den letzten Jahren die deutschen Stämme erhielt, den Nachbarn ringsum ehrerbietige Scheu einflößte; die Böhmen, Polen und Ungarn erkannten durch Zins und Huldigung seine Oberhoheit, die wendischen Völker beugten sich allenthalben vor seinem Gebote und der Königssohn von Dänemark nahm sein künftiges Reich von ihm zu Lehen und trug ihm das Schwert vor.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glaspalast in Sydepart.

„Wie sind wir hierher geflogen? Wach ich? Ich zweifle fast! Lebendig werden die Märchen — dort steht ein Glaspalast! Wie heißt der Khalif, der drinnen hoch über dem Elend wohnt? Wer ist der finst're König, der drinnen so grausam thront?“

Du irrst; hier färbte den Purpur nicht blutiger Krieg und Mord: Des Friedens heilige Sonne umglänzt den heiligen Ort! Hier wirfst dich vor dem Höfling kein Sklave in den Staub; Die Schätze, die Du bewunderst, sie sind kein schnöder Raub!

Der König dieses Palastes, so frei, so hell und licht, Er sinnt auf Unterdrückung, auf Rache und Schrecken nicht! Aufjuble, wenn ich Dir sage, wie dieser König heißt: Volk! ist sein Name, die Ahnen sind Fleiß, Talent und Geist.

Er lag verzaubert, verwunschen; er kannte kaum seine Kraft, Der Held, der ewig-junge; nun hat er sich aufgerafft! Nun ruft er auf zur Freiheit, was mit ihm gefesselt lag, Auf und herbei zum großen Nationen-Bundestag!

Er, der so lange in Schmerzen gerungen und gestrebt, Nun regt er Millionen Hände, nun schafft er, wirkt und webt; Nun kommen seine Gesandten: Das ist eine Conferenz! Das deutet der Weltgeschichte, der Menschheit blühendsten Lenz!

Späh' nicht nach zerfetzten Bannern — hier schwingt das heitere Genie,

Die Rosenfahne der mächt'gen, beglückenden Industrie! Schau', statt der Kanonen hat es Maschinen hierhergeschickt! Arbeiter ohne Thränen — eisernen Fleiß und Verstand.

Schau' her, wie Gottes Gnade nie trägt und nie bethört! Schau', nicht in Dem was knechtet, verprast, verbietet, zerstört: In Tausend Menschenwerken in Tausendfacher Art Hat Gott und seine Gnade, der Geist sich offenbart! —

„Wohl seh' ich wie sich die Menschheit erhebt, mobilisirt; Doch zeige mir nun den König, den edlen, der hier regiert!“ Freund, sei nicht ungeduldig, sieh', wie geschmückt sein Thron! Bald wird der Erwartete kommen — mir ist, ich sah' ihn schon. —

Schon sandte er seine Brüder und seine Schätze voraus; Schon harret dort seiner auf Erden, das allerhöchste Haus! Er geht den Weg des Geistes — so steht's im Schicksalsbuch; Noch kämpft er mit Riesen und Teufeln, mit grauem Haß und Fluch.

Noch ist nicht ganz lebendig das Märchen vom Glaspalast; — Noch ist sein Herr besündet, noch trägt er Kummer und Last; Bald aber zieht er zum Jubel der Weltenbrüder ein: Liebe, sie wird sein Scepter, Glück seine Krone seyn!

Adolf Glasbrenner.

Miscellen.

X Aus Westpreußen, den 3. März. Eine gräßliche Frevelthat wird vorm Schwurgerichte zu Graudenz verhandelt. Der Schuhmacher Pfasecki, 24 Jahre alt, erst 2 Jahre verheirathet, hatte mit seiner Frau stets in gutem Bernehmen gelebt, bis er in das Haus seines Schwiegervaters, des Zimmermanns Hase in Sawda-Wolla, zog. Aus den Bestrebungen des Letzteren, Pfasecki ganz zu beherrschen, entspann sich

eine Reihe von Zwistigkeiten, in denen sich die Tochter endlich ganz zur Partei der Eltern hielt. Es kam zu gegenseitigen gerichtlichen Klagen wegen Realinjurien und die Streitigkeiten wurden so bedenklich, daß selbst Fremde dem P. anriethen, das Haus zu verlassen. Dieser ahnte selbst Böses und suchte sich durch Tabakschnupfen eine Zeitlang vor dem Einschlafen zu schützen. Früh Morgens bemerkte er, daß seine Frau sich erhob und leise ihre Eltern weckte; er sah sie Wasser holen und daselbe kochen; knüpfte daran aber keine Nachsicht, sondern schlief weiter. Da erhielt er drei Hüße siedendes Wasser auf den Kopf. Entsetzt aufspringend, fühlte er Schläge, und da er kaum sehen konnte, gelang es nur seiner Verzweiflung, aus der verriegelten Stuben- und Hausthür zu entkommen. Dort fiel er vor Schmerz nieder und wurde später von den Nachbarn zum Schulzen und von da zu seinem Bruder nach der Stadt geschafft. Hier starb er in Folge der Brandwunden nach 10 Tagen trotz ärztlichen Beistandes. Der Gerichtshof erkannte, daß an der Wittwe Pfasecka Hinrichtung durchs Beil und Schleifung zur Richtstätte, an dem Zimmermann Hase Hinrichtung durchs Beil zu vollziehen sei. Die Schuldigen hörten mit Fassung das Urtheil an.

X Wenn der alte Forstmann in Potsdam ein guter Prophet ist, so thun die Weinbauern und Weinhändler Recht, ihre Weine um jeden Preis loszuschlagen; denn das Jahr 1851 soll ein Weinjahr werden, besser wie 1811 und viel wärmer und trockner als die Jahre 1822, 34 und 42. Beobachtungen in allen Reichen der Natur und die Wettergeschichte legt der Forstmann seinen Prophezeihungen zum Grunde, z. B. die in diesem Jahre so häufigen Erdstöße in der Nähe der Alpen seien regelmäßig heißen Sommern vorausgegangen. — Der Kater habe 4 Wochen früher miaut, die Fähsin sei eher zu Bau gegangen und die Schnepfen hätten früher genistet. Auch auf die sogen. „Absprünge“ beruft sich der Prophet, d. h. auf die letztjährigen Zweigspitzen der Bäume, besonders der Rothanne, die sich in diesem Jahre besonders hoch zeigten.

Haritätenkästlein.

○ Reiche Mitgift. Ein Bettler verheirathete seine Tochter und rühmte sich, daß sie eine bedeutende Mitgift erhalten habe. — „Was kannst Du ihr mitgeben, Du hast ja gar nichts!“ sagte Jemand zu ihm. — „Nun, zwei Provinzen, Sachsen und Pommern,“ war die Antwort, „dort habe ich noch nicht gebittelt.“

○ Zeit genug. Geh, hol' mir ein Pfund Tabak, sagte ein Lieutenant zum Gefreiten auf der Wache. — Unmöglich, Herr Lieutenant, es schlägt in zwei Minuten voll und da muß ich die Wache ablösen. — Nun, so hol' mir ein Viertelpfund, dazu wird's doch wohl noch Zeit seyn.

S o g o g r a p h.

Winend folget auf dem letzten Gange
Bei der Todtenglocke dumpfem Klange
Meinem Ganzen die betrübte Schaar.
Vorn ein Zeichen weg, es scheint zu mahnen,
Werdet fromm und bieder wie die Ahnen,
Werdet so, wie Euer Herrmann war.
Vorn ein Zeichen weg und hinten eines;
Wer dieß liebt, der sucht nur Allgemeines;
Diesen Feind bekämpft, er droht Gefahr.

Auflösung der Charade in No. 30:
Lustschloß.

Auflösung der Charade in No. 30:
Ostern.